



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

Hans Franck Von Otto Brues.

---

---

# HANS FRANCK

VON OTTO BRÜES.

Nach den ersten Erfolgen eines Dichters pflegt ihm die öffentliche Meinung, satt und trüg, wie sie ist, ein Schlagwort anzuhängen und sich seiner zu bedienen, auch wenn das Schlagwort längst nicht mehr zutrifft; eine Gerechtigkeit läge nur dann in diesem Verfahren, wenn der Abgestempelte sich in der Tat nicht mehr entwickelte und nicht mehr wüchse. Bei Hans Franck, obschon er in sein fünftes Jahrzehnt getreten ist, erscheint es unmöglich, ein solches Stempelwort zu finden; denn die Äußerungen seiner Persönlichkeit sind so vielseitig, daß man hoffen darf, sie eines Tages allseitig nennen zu können. Drama und Roman, Lyrik und Kurzgeschichte, Essay und Rhapsodie brechen aus ihm in den letzten Jahren unso elementarer hervor, als seine Selbstkritik ihm ein Jahrzehnt lang jede Schöpfung versagte. Daß er ein Gärtner ist, daß er das Wachsen- und Reifenlassen versteht, scheint mir der Grundzug seiner dichterischen Erscheinung.

Als jüngst seine „Siderischen Sonette“ erschienen, ist mir das Geheimnis seines Formwillens klar geworden. Man muß sich der Sonette Petrarcas erinnern, um zu verstehen, was es heißen will, daß Hans Franck die völlige Eindeutschung dieser südlichen Gedichtform gelungen ist. Noch bei Goethe, noch bei Hebbel scheint die Schönheit stärker zu sein als die Wahrheit, die Form zumindest wesentlicher zu sein als das Gesungene und, um mit Storm zu sprechen, mehr Gefäß zu sein als Kontur des lebendigen Leibes. Bei Franck aber lebt sein Sprachwollen, an Kleists Aufsatz „Von der allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden“ seiner bewußt geworden, hier sichtlich darin, daß er auch den letzten Schein einer schulmeisterlichen Skandierung der Sonettjamben verwischt hat und sie durch fugierte Gegeneinandersetzung von dem Schema des Verses und dem Organon von Gehalt, Sinn und Erleben wachsen läßt. Dieses nordische, von innen herausbrechende Formgefühl eignet seinen Dramen (Herzog Heinrichs Heimkehr, Freie Knechte, Godiva), seinen Rhapsodien (Gottgesänge), seinen großen Novellen (Glockenfranzl, Das dritte Reich), seinen noch zu sammelnden Kurzgeschichten und seiner Lyrik.

Nicht ohne Grund haben sich alle, die bisher über Franck geschrieben haben, mit seinen Formproblemen und seinen Weltanschauungsfragen beschäftigt. Ich möchte diesen Weg hier nicht

---

einschlagen, denn ich halte alles das nicht für entscheidend; entscheidend über die selbstverständlichen Voraussetzungen einer innerlichen Form und eines ehrlichen Ringens um die Weltanschauung hinaus ist die Gottähnlichkeit eines Dichters, das heißt das Vermögen, Schöpfer zu sein, Menschen zu schaffen, wie ich etwa glaube, daß trotz seiner belasteten Kunstform ein Wilhelm Raabe durch manche Sintflut auf seiner schier unübersehbaren Arche atmender, lebensvoller Menschen an den Ararat der Unsterblichkeit gelangen wird. Nicht unnötig erscheint mir eine Steigerung dieses Grundsatzes, die manche freilich eine Einschränkung nennen werden: ich wünschte, daß die von einem deutschen Dichter geschaffenen Gestalten beitragen sollen zum Idealbild eines neuen deutschen Menschen. Hat uns doch die mystische Verwandtschaft mit der Mutterscholle gebildet. Da aber der Weg zu diesem Ideal durch die Verinnerlichung geht, und ganz allein durch sie, wär' es sinnlos, des Wortes deutsch hier noch einmal zu erwähnen: man soll es nicht in den Mund nehmen, sondern stündlich neu denken und erleben.

Welches sind nun die Menschen von Franck? Da ist jener Kerbe Walter Dodde (in der Schlacht bei Worringen), der, wie er sich selbst lange bezähmt, bis er seinem Gefühl die Zügel schießen läßt, ein Abbild seines Schöpfers scheint; da ist jener schwärmerische Asket Lambert (in der „Godiva“), der, wie er vor der Geliebten von Deutschland und dem Häuselchen an einem See träumt, ein jüngerer Bruder des Dürerschen Hieronymus in der Zelle ist; da ist endlich sie selbst, Godiva, vor deren rührendem Bild einem nur die mittelhochdeutschen Worte „zärte“ und „sälde“ einfallen, das mütterliche Weib. Da ist Oduscha (im „Osterhäschen“), die statt der bewußten, und darum irgendwie tierischen Sinnlichkeit Europens die pflanzenhafte, unbewußte und so beglückende Sinnlichkeit heißer Zonen hat; da ist jener Volrad von Dannenberg (im „Pentagramm der Liebe“), der b'utnah den Suchern vom Geiste Parsifals verwandt ist; da endlich jene süße Angela, die junge Nonne im Kloster Sonnenkamp in Mecklenburg, die sterben muß, als sie erfährt, daß der Weg zur Mutterschaft nur über die Brücke der Sinnlichkeit geht, ein rührend-gütiges Wesen. Da ist das Liebespaar Dierk und Ebba (in den Freien Knechten), das mitten aus den Feldern Mecklenburgs hergeholt ist, da vor allem der Glockenfranzl (in dem gleichnamigen Märchen), der, wenn er nicht ein junger, sehender Mensch wäre, die leibgewordene Erinnerung ans Jugendland genannt werden könnte. Da ist sein Bruder Machtnix,

der Köhlersjunge, der mitten im Wald geboren wird und in die Stadt kommt und unter den Menschen sonderliche Dinge sucht; gedruckt ist er zwar noch nicht, ich will aber seine Geburtsanzeige ruhig wagen; es werden sich noch manche an dem prächtigen, pausbäckigen Bengel erfreuen. Da ist Elias Holl, der Augsburger Baumeister (im Dritten Reich), der die Lockungen des Südens erträgt, ohne ihnen zu erliegen, wie hundert Jahre vor ihm Albrecht Dürer, als er in Venedig auf der Scheide zwischen Südtraum und Norddunkel stand, Elias Holl, ein Mensch voll Selbstqual und Geißelung, aber mit der Selbstbeglückung eines dingscheidenden Hirns, eines wesenseinenden Herzens. Allen diesen Menschen gemeinsam ist das große Suchen nach dem Unbekannten, das der eine von ihnen Gott, der andre Liebe, der dritte die Sterne, der vierte die Glocken nennt; allen das große Ungenügen, das zur Vollkommenheit trägt wie das Leid. Ihnen allen gemeinsam die mystische Verwandtschaft mit der Heimatscholle, die ihnen die Kraft zum Suchen gibt, das Erdig-Schwere, aus dem sie aufsteigen in den Himmel!

Von diesen Geschöpfen muß ein Rückschluß auf ihren Schöpfer möglich sein. So leidenschaftlich er sich in den Kampf um alte und neue Kunst, um Eindruck und Ausdruck gestürzt hat, so wenig kann es ihm, in einer niederrheinischen überreifen Winterlandschaft, oder in seinen geliebtem Bayernland entgangen sein, daß die Natur ein Ausdruck ihrer selbst ist und keiner Steigerung bedarf. Sie muß nur auf dem Weg über Wort, Farbe und Ton deren Gesetzen unterworfen sein. Das hat jener Weise auf der Mitte zwischen Gefühl und Einsicht in der Geschichte der deutschen Seele, Albrecht Dürer, in die Worte gefaßt: „Wer die Kunst aus der Natur heraus kann reißen, der hat sie.“ Dieses Wort steht ebensogut über Francks Poetenstüblein wie ein anderes Wort von Dürer: „Durch Malen mag angezeigt werden das Leiden Jesu Christ.“ Wenn wir es heute anwenden, tun wirs, weil wir wissen, daß uns nur eines hilft: eine neue Religion. An ihr arbeiten alle, die, wie Franck, sich ihr Menschtum blutssauer werden lassen, sich mit Gott und allen Teufeln herunerschlagen und den Weg nach innen weisen:

Soviel auch Sterne fallen  
allnacht vom Himmelszelt —  
fiel keiner noch von allen  
hinaus aus Gottes Welt.

So konnt kein Herz verirren,  
daß Gott es nicht mehr fand;  
so keine Seel verwirren,  
daß sie aus Gott entschwand.

Laß, Schmerz, die Sehne schwirren!  
Triffst, was durch Gott erzielt.  
Laß, Tod, die Sense sirren!  
Fällst nur, was Gott befiehlt.

### FRIEDRICH SEBRECHTS KLEIST-DRAMA \*

Zuerst, was ich auszusetzen habe, wie es auch nebensächlich scheine: auch Sebrecht ist von der Artikel-mord-Seuche, die Sternheim einschleppte, infiziert. Besonders in den szenischen Anmerkungen liest man: „sinkt sein Kopf auf Tisch“; „fühlt ihm Stirn“; „schüttelt Kopf“ usw. Das ist ärgerlich. Auch im eigentlichen Text: „Wiedereinstellung in Armee“ und dergl. mehr. Ein so geschmackvoller Autor wie Sebrecht hat das nicht nötig. Hohle Geistreichlinge müssen durch Un-Stil Stil vor-täuschen.

Nach diesem: ich begrüße Kleist-Sebrecht. Tiefe Einfühlung, Schicksalserfahrung, Bühnenverstand, dichterischer Herzschlag haben ein lebendiges Gebilde geschaffen. Kleist im Kampf gegen zwei ungleiche, aber unüberwindliche Mächte: gegen Napoleon und den deutschen Spießer. Kleist zur Tat unfähig, weil er Dichter ist, und am Dichten zerbrechend, weil er die Not des Vaterlandes tiefer durchleidet als jeder andere. Obendrein noch eingekeilt zwischen den Frauen, deren keine seinen höchsten Flug mitfliegen kann. Aber das alles liegt in Kleist selbst und wird auch von Sebrecht in objektiver Weise dorthin gelegt. Kleist ist gemessen an den Möglichkeiten der Real-Welt als Bürger (nicht als Dichter) ein pathologisches Phänomen. Wie das im Grunde jeder bedeutendere Dichter ist. Natürlich ist Sebrecht kein „Burschoa“, aber ein Dramatiker, der Kleisten, den Wolkenreiter, an den nicht wegzuzaubernden Klippen der Erde zerschellen läßt.

\*) Reußische Druckerei und Verlagsanstalt, Gera (Reuß).